



## DIE VERGANGENHEIT HEUTE ANDREI G. PLEȘU

---

Andrei Gabriel Pleșu wurde 1948 in Bukarest geboren. Er studierte Kunstgeschichte und Philosophie, war Lizenziat für Geschichte und Theorie der Kunst, bevor er als Professor an der Universität Bukarest Kunstgeschichte und Religionsphilosophie lehrte. In der Ceaușescu-Ära politisch verfolgt, gründete er nach der Wende in Bukarest das „New Europe College“ und die Zeitschrift *Dilema*. Zwischen 1989 und 1991 war er Kulturminister, zwischen 1997 und 1999 Außenminister Rumäniens. Publikationen: *Reflexion und Leidenschaft: Elemente einer Ethik des Intervalls* (1992); *Wer in der Sonne steht, wirft Schatten* (2000); *Eliten – Ost und West* (2000). – Adresse: New Europe College, Stradă Plantelor 21, 023971 Bukarest 2, Rumänien. E-mail: aplesu@nec.ro

In den zwei Monaten, die ich dieses Jahr am Wiko verbracht habe, wurde ich aus reinem Zufall auf die eine oder andere Weise immer wieder in die Vergangenheit geschickt. Zunächst habe ich nach langer Zeit Thomas Pavel wiedergetroffen, der gegen Ende der 60er Jahre aus Rumänien ausgewandert war. Mit ihm nahm ich an einem Abendkolloquium teil, das den Prozessen gewidmet war, die 1958 – inmitten der kommunistischen Diktatur Rumäniens – einigen Gruppen von Intellektuellen gemacht wurden. Beide von uns hatten unter jenen Intellektuellen Freunde oder Lehrer, und wir haben uns mit großer Sympathie an sie erinnert. In einer vom Wiko organisierten Konferenz hatten wir die Gelegenheit, die „Funktionsweise“ des linksextremen Totalitarismus zu rekonstruieren und einigen der im Westen über diese Zeitspanne verbreiteten Meinungen entgegenzutreten: die Idee, dass dieser Zeitraum aus intellektueller Sicht steril war, oder dass im Unterschied zum Nazismus, der den *Rassenhass* praktizierte, sich der Kommunismus auf

den *Klassen*hass „beschränkte“. Wir haben einerseits gezeigt, dass man in Osteuropa kulturell überleben konnte (unter anderem dank der Willkür des Totalitarismus und der „ontologischen“ Unvollkommenheit des Bösen) und, andererseits, dass sich die kommunistische Repression ihre Opfer nicht nach den Kriterien der Klassenzugehörigkeit aussuchte. Man hatte *jeden* im Visier, der sich weigerte, dem auf die Schaffung eines „neuen Menschen“ hinielenden „sozialen Mechanismus“ gehorsam zu folgen. In die Gefängnisse wanderten deshalb Arme und Reiche, Hochschulprofessoren und Analphabeten, Bauern, Arbeiter, Intellektuelle, Künstler, Generäle, ja sogar ehemalige „Weggefährten“, die in Ungnade gefallen waren. Das Tandem mit Thomas Pavel funktionierte vorzüglich: er analysierte die Situation, indem er die seit seiner Umsiedlung in den Westen unvermeidlich gewonnene *Distanz* nutzte; ich sprach aus einer noch nicht geheilten *Nähe* zum Phänomen. Auf persönlicher Ebene hatte ich die Freude, eine alte Freundschaft wiederzubeleben und festigen zu können, was zu den geläufigen Privilegien des Lebens in der Wiko-Gemeinschaft zählt.

Die zweite gewissermaßen „vergangenheitsorientierte“ Erfahrung war die einstündige Debatte im Rahmen der Sendung „*Sternstunde Philosophie*“, zu der ich Ende Mai vom Schweizer Fernsehen eingeladen worden war. Wie zu erwarten, musste ich über meine Vergangenheit – und die Vergangenheit anderer – unter der Diktatur sprechen, über die große Wende im Dezember 1989 und über die Schwierigkeiten der Wiederanpassung an die Normalität in den Ländern des ehemaligen kommunistischen Blocks. Norbert Bischofberger, der kompetente und kordiale Gastgeber der Sendung, fragte mich, was die Bewohner des Ostblocks aus der Erfahrung des „alten Regimes“ gelernt hätten. „Nicht genug“ – war meine Antwort. Was mich aber gleichermaßen beschäftigt, ist, wie wenig die Bewohner *des Westens* scheinbar aus der Erfahrung der sowjetisierten Hälfte Europas gelernt haben. Wenn sie auch nur teilweise verstanden hätten, worum es ging, hätten sie nicht eine Zeit lang mit dem Maoismus kokettieren können, hätten sie keine Che-Guevara-T-Shirts tragen und auch nicht, wie Aragon, die unheilvolle GPU, oder, wie Sartre, die Mitglieder der Baader-Meinhof-Gruppe ehren können; sie hätten auch nicht, wie García Márquez, die Gestalt Fidel Castros monumentalisieren oder sich von Putins Arroganz faszinieren lassen können. Letzterer hat nicht gezögert zu behaupten, dass „der Untergang der Sowjetunion die größte geopolitische Katastrophe des Jahrhunderts“ sei. Noch haben die weltweit 100 000 000 Toten, die den „hohen Ansprüchen“ des Leninismus-Stalinismus geopfert wurden, zu keiner *Vergangenheitsbewältigung* im Sinne von Wiedergutmachung geführt.

Zu meiner dritten Begegnung mit der Vergangenheit kam es durch Tanja Petrović aus Ljubljana, Co-Fellow im Wiko. Zusammen mit ihrer Mitarbeiterin, Josefina Bajer, präsentierte sie uns im Kolloquiumraum einen Film mit dem Titel *No Country of our Time*. Der Film ist von drei jungen Frauen aus dem ehemaligen Jugoslawien gedreht worden, die – ebenfalls zu dritt – einen Verband gegründet haben (SEE.ID, nämlich: „Im Dialog mit Südosteuropa“) mit dem Ziel, den interkulturellen Dialog zum Thema des umstrittenen Territoriums südlich der Donau zu fördern. Der Film, der sich aus einer Reihe von Interviews zusammensetzt, hat als Thema die „Jugo-Nostalgie“, oder die „Tito-Nostalgie“, und bietet, kurz gefasst, einen sanften Blick auf die „schönen vergangenen Zeiten“, als der heroische Josip Broz die jugoslawische Föderation in ein Paradies verwandelt hatte. Die Befragten brachten alle möglichen Argumente hervor: vom Reiz der Musikboxen, die einem für einen Dinar sein Lieblingsstück spielten, bis zur fehlenden Arbeitslosigkeit oder der frei zugänglichen Ferienorte und, nicht zuletzt, die multiethnische „Brüderschaft und Einheit“ (*Bratstvo i Jedinstvo*), die auf dem ganzen Territorium der Föderation herrschte. Damals war Jugoslawien „europäisch“, heute ist es das nicht; damals war Jugoslawien ein großes Land und hatte einen in der Welt anerkannten Präsidenten, heute ist es ein *ehemaliges* Land, zerstückelt, mit unfähigen Führern. „Man müsste einen Film über Tito drehen“, sagt einer der Befragten. „Ich würde Mel Gibson in der Hauptrolle sehen.“ Man muss dazu sagen, dass unter den von der Regie des „Dokumentarfilms“ gewählten Gesprächspartnern die meisten viel zu jung sind, um eine direkte Erfahrung mit dem „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ vor 1989 gemacht haben zu können. Es entsteht dadurch eine bisher noch nicht bekannte Art von Nostalgie: nicht die Nostalgie nach etwas, das nicht mehr ist, sondern die Nostalgie nach etwas Unbekanntem.

Kurz gefasst: gestern Licht, heute Dunkelheit. Der Kommunismus war menschlich, multiethnisch, ethisch und rechtmäßig; der Kapitalismus ist ungerecht, vulgär, seelenlos. Im Anschluss zum Film habe ich mit Tanja und Josefina gesprochen. Beide sind von der „Entdeckung“ geprägt, dass die Welt, in der wir leben, nicht gut ist. Sie muss kritisiert und verbessert werden. Wir brauchen keinen Kapitalismus, sondern sozialen Frieden, so etwas wie zu Titos Zeit. Kein Wort über Milovan Djilas, den ehemaligen Wegbegleiter Titos, der mehrmals von ihm gefangen genommen wurde und in einem Interview 1988 bereit war zu behaupten, dass das kommunistische Experiment sich sowohl auf der wirtschaftlichen als auch auf der Ebene der primär menschlichen Bedürfnisse und Freiheiten als funktionsunfähig erwiesen hat. Kein Wort über Slavenka Drakulić, die immer wieder

ausdrücklich darauf aufmerksam machte, dass der Krieg auf dem Westbalkan durch jahrelange nationalistische Propaganda unter Titos Regime vorbereitet wurde.

Der Film, den wir gesehen haben, ist eine Art *zartes Museum* der „vorkapitalistischen“ Epoche und bestätigt die These Maria Todorovas, nach der „in der akademischen Welt ein Geist umgeht: das Studium der postkommunistischen Nostalgie“. Ich würde sagen, nicht so sehr das *Studium*, sondern die *Nostalgie* selbst. Die Metapher des Museums benutzt auch Slavenka Drakulić in einem Buch, das sich (im Kapitalismus) eines großen Erfolgs erfreute: „*Two Underdogs and a Cat: Three Reflections on Communism*“. Die Maus Bohumil ist Führer in einem Museum über den Kommunismus und warnt die „Touristen“, wichtig sei nicht das, was man sehen kann, sondern eben das, was man nicht sieht: die unreine Komplizenschaft, die Angst und die Heuchelei im Leben unter dem Titoschen Totalitarismus. Apropos Kapitalismus: alle drei Filmemacherinnen arbeiten im Westen (Klagenfurt, Frankfurt/Oder, Marburg, Jena, Berlin), und der Film wurde von der Universität Graz (Österreich) und von der Friedrich-Ebert-Stiftung finanziert. Vor 1989 wurde uns in der Schule gesagt, dass die kommunistische Ordnung „der Totengräber des Kapitalismus“ sei. Die Behauptung bestätigt sich nicht: der Kapitalismus begräbt sich, euphorisch, von alleine.